

Anna. Katharina Hahn

Roman
Suhrkamp



Aus und
davon

suhrkamp taschenbuch 5149

Wo bleibt der Junge? Als ihr kleiner Enkel Bruno nicht zum Essen erscheint, meint Elisabeth die Kontrolle über ihr Leben zu verlieren. Ihre Tochter Cornelia hat sich von ihrem Mann getrennt und nimmt sich eine »Auszeit« in Pennsylvania. Stella, Brunos hinreißende ältere Schwester, treibt sich mit ihren Peers in der Stadt herum. Und Bruno ist einfach weg. Einmal noch wollte Elisabeth Verantwortung übernehmen, Cornelia vier Wochen lang alles abnehmen, ohne Wenn und Aber. Doch seit dem Schlaganfall ihres Mannes ist der alte Schwung hin.

»Anna Katharina Hahn schildert die märchenhaften Schicksale einer Stuttgarter Familie in all ihrer befremdlichen Alltäglichkeit.«
Frankfurter Allgemeine Zeitung

»Hier sitzt jeder Satz, jede Szene.« *Frankfurter Rundschau*

Anna Katharina Hahn, geboren 1970, lebt in Stuttgart. 2009 erschien ihr Longseller *Kürzere Tage*. Ihr zweiter Roman, *Am Schwarzen Berg*, stand auf Platz 1 der SWR-Bestenliste. Mit *Das Kleid meiner Mutter* hat sie 2016, wie der Kritiker Denis Scheck feststellte, ein »großes europäisches Tableau« entworfen. Die Recherchen für *Aus und davon* führten sie in die USA und nach Mainz, wo sie 2018 die renommierte Stelle als Stadtschreiberin innehatte. *Aus und davon* stand mehrfach auf der *Spiegel*-Bestsellerliste. 2020 erhielt sie den Preis der Stiftung Ravensburger Verlag.

Zuletzt erschienen: *Am Schwarzen Berg*. Roman (st 4422), *Kürzere Tage*. Roman (st 4792), *Das Kleid meiner Mutter*. Roman (st 4777)

Anna Katharina Hahn
Aus und davon

Roman

Suhrkamp

Erste Auflage 2021
suhrkamp taschenbuch 5149
© Suhrkamp Verlag Berlin 2020
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlagabbildung: Carolyn Hubbard-Ford. Tauben
(Aquarell auf Papier), 20. Jahrhundert. © Bridgeman Images
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47149-4

Aus und davon

1 Ostendstraße

Der Pfannkuchen klebt an der Decke, gleich neben der Hängelampe, die einen gelben Lichtkreis auf den Küchentisch wirft. Elisabeth ist viel zu verblüfft, um sich aufzuregen. Immerhin schafft sie es, die Pfanne auf den Herd zu stellen. Dann lässt sie sich auf einen der zerkratzten Holzstühle fallen und starrt vor sich hin.

Cornelias Kaffeebecher steht noch auf dem Wochenblatt, das beim Kreuzworträtsel aufgeschlagen ist. Das Gitter ist leer, bis auf ein paar braune Spritzer und ein einziges Wort. Zerstörung durch Feuer: BRAND. Elisabeth rümpft die Nase, schiebt die Tasse darüber. Am Rand der griechischen Flagge klebt Lippenstift. Cornelia möchte sich nicht von dem hässlichen Pott trennen, auch nicht von der kleinen Mokkaanne aus Messing. Dimitrios und Cornelia sind schon eine Weile geschieden. »Wir kommen besser klar als vorher«, behauptet ihre Tochter. Kunststück, wenn man sich nur einmal die Woche per Skype unterhalten muss. Elisabeth steht auf und räumt den Becher in die Spüle. Aus der Obstschale steigt ein Schwarm Fruchtfliegen auf, als Elisabeth sie anhebt, um die Zettel darunter hervorzuziehen. Cornelias unruhige Schrift eilt schräg

über das Papier. Sie hat die Blätter gefaltet und so in zwei Spalten aufgeteilt. ›Bruno‹ steht über der einen, ›Stella‹ über der anderen. Elisabeth entziffert Namen und Telefonnummer der Kinderärztin. In Brunos Rubrik springen ein paar Zeilen in Blockbuchstaben hervor: ›keine Dosen, keine Fertiggerichte, keine Fertigsaucen‹. Cornelia hat ihre Mahnungen doppelt unterstrichen. ›Rezepte im roten Ordner. Süßigkeiten, Eis und Limo absolut tabu.‹

Die Sauerei an der Decke ist Brunos Werk. Er hat sie angebrüllt: »Ich will deinen Scheißpfannkuchen nicht! Ich hasse Pfannkuchen! Und dich auch!« Bevor Elisabeth verstand, was vor sich ging, griff die kleine Hand ihres Enkels an ihr vorbei. Das Fett knisterte vor Hitze, er muss sich verbrannt haben. Plötzlich glaubt sie, den Geruch von versengtem Fleisch zu riechen. Sie wird jetzt sofort in sein Zimmer gehen. Unglaublich, dass er in seinem Alter abschließen darf. Wo Cornelia wohl die Ersatzschlüssel versteckt? Das hat sie nicht aufgeschrieben. Alles ist durch und durch chaotisch, schlecht organisiert. Normalerweise hätte Elisabeth diese Aufgabe ganz anders angepackt. Aber im Augenblick ist sie völlig konfus, auch wenn ihre Tochter nichts davon merkt. Cornelia ist ja viel zu beschäftigt mit ihren eigenen Problemen.

Jetzt springt Elisabeth auf, rennt durch den Flur, stolpert über etwas Hartes, ein Paar Turnschuhe, schreit leise auf und bekommt die offene Tür des Kleiderschranks zu fassen. Stöhnend hält sie sich daran fest. Aus dem Schrank quillt ein Wäscheberg. Für wenige Augenblicke atmet Elisabeth den vertrauten Duft ihrer Tochter: eine Mischung aus Männerdeo, das sie seit ihrer Teenagerzeit benutzt, dem Muff schlecht getrockneter Kleidung und dem typischen Cornelia-Geruch – wie frisch gemähtes Gras, ein wenig verschwitzt, weil sie eigent-

lich immer entweder vom Sport kommt oder von ihrer Arbeit als Physiotherapeutin, die im Grunde auch eine Art Sport ist.

Elisabeth bleibt nur kurz in dieser Cornelia-Wolke, aber das genügt, um ein Bild heraufzubeschwören, dem sie sich nicht entziehen kann, obwohl sie sich dagegen wehrt. Auch gegen die Tränen, die sie so heftig wegwischt, als wollte sie die Augen, aus denen sie hervorrinnen, dafür bestrafen. Als Fünfjährige hatte Cornelia heimlich den Garten im Alosenweg verlassen, wo sie und ihre ältere Schwester Sabina unter der Aufsicht der Nachbarin spielten, war in Söckchen, Sandalen und Sommerkleid immer geradeaus die Straße entlanggelaufen, die aus dem Weingärtner- und Pendlerdorf am Neckar bis zur Endhaltestelle der Straßenbahn führte, hatte sich in die Linie 9 gesetzt, mit der sie unbehelligt bis zum Hauptbahnhof gondelte. In der Klettpassage, die mit ihren zahllosen Ausgängen wie ein orangefarben gekacheltes Labyrinth wirkte, musste sie ein bisschen weinen.

Elisabeth bezahlte die Nachbarin dafür, dass sie an zwei Nachmittagen in der Woche auf die Kinder aufpasste. Der Anblick der Polizeiuniform durch die Schaufensterscheibe des ›Reisestudios‹ hatte sie deshalb nicht weiter bekümmert. Schließlich buchten hier dienstschiebende Beamte manchmal ihren Pauschalurlaub. Die Traube spanischer Kupferglöckchen über der Tür hörte gar nicht mehr auf zu bimmeln, so heftig hatte der Polizist sich Zutritt verschafft. Sein Blick auf Elisabeth, die, Hörer zwischen Ohr und hochgezogener Schulter, mit einer Fluggesellschaft verhandelte und dabei auf ihrem Drehstuhl kleine Halbkreise beschrieb, war alles andere als freundlich. Er kam nicht dazu, den Mund aufzumachen, denn Cornelia hatte sich bereits von seiner Hand losgerissen, schlüpfte

unter dem Schreibtisch hindurch und schmiegte sich an ihre Mutter. Elisabeth spürte die Wärme des schmalen Körpers, roch den Duft des Kinderhaars. Nur sie hörte, was die Kleine flüsterte: »Mama, ich musste weglaufen, weil ich solche Sehnsucht nach dir hatte.« Selbst jetzt, Jahrzehnte später, in Cornelias Flur, spürt Elisabeth die heftige Umarmung und ihre eigene, überwältigende Liebe zu diesem Geschöpf, das in ihren Augen einfach nichts falsch machen konnte.

Dass ihr Schiff in gefährliches Fahrwasser geraten würde, ahnte sie bereits, bevor sie Cornelia im Arm hielt. Eigentlich hätte ihre Schwangerschaft sie auf ein überwältigendes Ereignis vorbereiten müssen, aber Elisabeth ignorierte sämtliche Vorzeichen: ihre völlige Furchtlosigkeit, obwohl die erste Geburt entsetzlich gewesen war. Dazu ihre plötzliche Schönheit, die sie aus der hintersten Spiegelecke zur Kenntnis nahm. Anschauen und genießen konnte sie diesen Zustand nicht, das hatte sie nie gelernt, aber sie bemerkte die Veränderungen an sich selbst und bewunderte sie, als gehörten sie zu einer Fremden. Vom ersten Augenblick an, als das Kreißsaallicht auf diesen kräftigen, mit einem erstaunlichen Haarschopf ausgestatteten Säugling gefallen war, dessen Haut einen goldenen Branton trug, passend zu seinen grüngrauen Augen, war sie verliebt. Verliebt, als sie es je in ihr anderes Baby gewesen war. Sabina war natürlich ein nettes Ding, hatte aber das dünne Geiger-Haar und die Ebinger-Nase abgekriegt. Cornelia hingegen sah aus wie das Christuskind, das scheu und lieblich an der Schulter der Raffael'schen Madonna lehnt. Ihre ältere Tochter hatte Elisabeth niemals zu solchen Vergleichen hingearbeitet. Gemeinsam mit ihrem Mann führte sie ein Reisebüro in der Stuttgarter Innenstadt, und sie arbeitete gerne im eigenen Geschäft. Mit dem Baby langweilte sie sich oft, und sie be-

geisterte sich mehr für die neue blaue Leuchtreklame des ›Rei-
sestudio Geiger‹ als für Sabinas erste Laute oder Schritte. Die
Freude an ihrem Beruf hatte Elisabeth auch nach Cornelias
Geburt nicht verloren, aber das zweite Kind liebte sie auf ganz
andere Weise.

Die Fellbacherinnen waren über Elisabeth hergefallen,
kaum dass sie begann, diesen Gefühlsunterschied wahrzuneh-
men. Auch wenn sie den Ort ihrer Kindheit, das fromme Dorf
in der Nähe von Stuttgart, schon lange hinter sich gelassen hat,
wird Elisabeth ihre Heimat und vieles, was sie dort gelernt hat,
nicht los. Ihre unermüdlichen inneren Mahnerinnen sind zwei
gelbgesichtige Diakonissen, deren Frisuren so fadenscheinig
sind, dass man die Kopfhaut sehen könnte, verbürgen nicht
die Häubchen weiß und steif einen Großteil des spärlichen
Haares. Ihre wasserhellen Augen blicken ihr bis ins Herz, aus
den hohen Stimmen spricht der unverkennbare Zungenschlag
der Gegend. Schwester Marie und Schwester Sophie kamen
früher gerne bei Elisabeths tiefgläubigen Eltern auf eine Tasse
Kaffee vorbei. Sie waren weitläufig mit dem Vater verwandt
und fuhren einen alten Renault, dessen Kofferraum einen Sti-
cker mit der Aufschrift ›Gottes Bodenpersonal‹ trug. In Elisa-
beths Poesiealbum hatten sie sich gemeinsam eingetragen
und selbstverständlich kein Glanzbildchen eingeklebt – der
Spruch, das Wort allein, musste genügen: »Mensch, bedenk
die Ewigkeit und spotte nicht der Gnadenzeit, denn das Ge-
richt ist nicht mehr weit.«

Wie viele Pietisten erwarteten auch Marie und Sophie
das Ende aller Tage in naher Zukunft. Beim Jüngsten Gericht
konnte nur bestehen, wer irdischen Ablenkungen so wenig
Platz wie möglich einräumte, selbst wenn es sich um Harmlo-
sigkeiten wie bunte Kleidung oder einen Kinobesuch handel-

te. Das alles führte nur vom schmalen, mühsamen Weg ab, auf dem die Frommen wanderten, während die anderen auf einer breiten Straße zwar komfortabel, aber geradewegs in die Verdammnis marschierten.

Elisabeth kann die Stimmen der beiden Fellbacherinnen in ihrem Inneren nicht abstellen. Sie kommen ihr dazwischen, wenn sie gar nicht mit ihnen rechnet. Dagegen hilft auch nicht, dass sie inzwischen eine ältere Dame geworden ist. Die beiden Diakonissen sind unerbittlich. Es scheint ihnen Freude zu machen, Elisabeth in die Mangel zu nehmen, und ihre Vernarrtheit in Cornelia war den strengen Schwestern von Anfang an ein Dorn im Auge. Während sich Elisabeth verzückt über den Puppenkörper ihrer Jüngsten beugte, warfen sie ihr nur ein paar Namen hin, da wusste sie, was es geschlagen hatte: Kain und Abel, Isaak und Papakind Esau, Rebekka und Mamasöhnchen Jakob. Und natürlich der König aller Lieblingskinder: Josef im bunten Rock.

Elisabeths Entscheidung fiel noch im Krankenhausbett, und sie flüsterte sie der schlafenden Cornelia ins Ohr: »Sabina wird nichts davon merken. Ich werde strenger zu dir sein als zu ihr. Ich werde dich nicht verhätscheln. Du hast mich ganz. Das wird sich niemals ändern, aber ich werde es dich nicht spüren lassen. Nicht zu sehr.«

Mit diesem Vorsatz verließ Elisabeth das Krankenhaus. Sie befahl ihrem Mann, die Tasche mit Cornelia zu tragen, und beschäftigte sich ausschließlich mit Sabina, die blass und etwas verstört aussah. Für das jüngere Kind flossen ihre Brüste von Milch über. Bei Sabina hatte sie es nicht geschafft, auch nur einen Tropfen herauszubringen. Brav nahm die Große das Fläschchen. Was blieb ihr auch anderes übrig? Heute ist das Verhältnis zu ihrer Älteren freundlich, aber distanziert. Sabi-

na verschanzt sich regelrecht hinter ihrer eigenen großen Familie, sie ist mit einem Arzt verheiratet und Mutter von vier Söhnen. Viel zu oft hat Elisabeth ihr heimliches Versprechen inzwischen gebrochen, und Sabinas Wunsch nach Abstand muss sie ertragen.

Mühsam geht sie zur Tür am Ende des Flurs, in deren Mitte der Name ihres Enkels in bunten Holzbuchstaben steht. Ein Bär sitzt neben dem B, unter dem R kringelt sich eine Raupe, das U wird von einem Uhu bewacht. Hastig presst sie ihr Ohr gegen die Tür. Der vergilbte Lack fühlt sich klebrig an. Drinnen ist es still.

»Bruno, Bruno, bitte, lass mich rein, ich möchte nur sehen, was mit deiner Hand los ist. Du hast dich doch verbrannt, an der Pfanne, das habe ich gesehen. Bitte, mach auf.«

»Nein, es ist nichts, geh weg.«

»Bruno, bitte. Ich habe deiner Mama versprochen, mich um dich zu kümmern. Wenn sie wüsste, dass du dir wehgetan hast!«

»Es ist okay. Geh einfach weg.«

Elisabeth fällt nichts mehr ein. Den Entschluss des Jungen, sich vorerst nicht zu rühren, spürt sie durch die geschlossene Tür. Sie versucht, gelassen zu wirken: »Ich räum jetzt die Küche auf. Komm bitte bald raus, die Pfannkuchen warten auf dich.«

Brunos Kreischen lässt sie zurückfahren: »Ich ess keine Scheißpfannkuchen, nie mehr!«

In ihrem linken Knie meldet sich die Arthrose, eine fleißige kleine Arbeiterin des Schmerzes. Aus dem O glotzt sie schadenfroh ein Oktopus an. Elisabeth schaut sich nach einer Sitzgelegenheit um, aus der sie wieder hochkommt, ohne dass sie der Ischias erwischt. Das hätte ihr gerade noch gefehlt, dass

es ihr reinfährt. Aber man kann nie sicher sein mit dem alten Gestell. Seit langem redet sie nur noch so von ihrem Körper, wenn sie ihm überhaupt Beachtung schenkt. Vielleicht rächt er sich dafür, dass sie ihn nicht zu schätzen wusste, als er zuverlässig funktioniert hat.

Sie schaut den dunklen Flur entlang. Die Küchentür am anderen Ende steht noch offen. Durch sie erhält der fensterlose Schlauch sein einziges Licht. Elisabeth hinkt darauf zu und tritt in das breite goldene Rechteck, das die Sonne auf den Fußboden wirft. Überall liegen Sachen verstreut: einzelne Sneaker in verschiedenen Größen, eingetrocknete Kastanien, zerknitterte Arbeitsblätter, eine Vesperdose, durch deren milchiges Seitenfenster Apfelstücke schauen, und eine leere Packung Helgoländer Waffeln. Sonnenstäubchen schweben darüber. Dicht an dicht steigen sie in der warmen Luft auf und nieder und erinnern Elisabeth an ein Märchen. Brot aus Sonnenstäubchen für eine böse Fee. Sie überlegt, Bruno später davon zu erzählen, und geht zurück in die Küche.

Inzwischen hat sich der Pfannkuchen halb von der Decke gelöst. Elisabeth sieht seinen Abdruck wie einen schmierigen Schatten. Auch das noch! Erst jetzt bemerkt sie das Zittern. Ihre Finger beben, die Knie schlagen aneinander. Ihr kommen wieder die Tränen.

Hinz müsste sich nicht einmal auf die Zehenspitzen stellen, um das Ding herunterzupflücken. Seine langen Arme. Kein Ort der Welt, an dem sie sich geborgener gefühlt hat als in dieser Umarmung. Elisabeth krampft die Hände zusammen, spürt den Druck des Eherings, dessen Gold den Finger hart einschnürt. Sie hört ihr eigenes Ächzen, als sie den Kopf in den Nacken legt, die Lippen aufeinandergepresst. Nur nicht an Hinz denken! Nur nicht heulen! Die zimtfarbene Kante

des Pfannkuchens rollt sich lautlos weiter auf. Bald wird er runterfallen.

Schnell, konzentrier dich auf etwas anderes, du musst ruhig bleiben, schließlich brauchst du deine Kräfte. Du bist jetzt in der Verantwortung. Aber du bist ganz allein.

An Hinz zu denken ist wie ein Griff in die Bratpfanne. Der Schmerz schießt von den versengten Fingerspitzen durch den Arm, nimmt den Körper gefangen und lässt Elisabeth schwanken. Noch Tage später pocht die verletzte Stelle. Das Fleisch wirft Blasen, nässt und eitert. Der Schmerz stinkt leise vor sich hin, begleitet sie weiter, auch wenn das schwarz gewordene Glied längst abgefallen ist.

Zum Glück fing Cornelia heute Morgen auf dem Weg zum Flughafen nicht sofort wieder von ihrem Vater an. Elisabeth fällt es in Gegenwart der Töchter leichter, von ›ihrem Vater‹ zu sprechen als von ›Heinrich‹ oder gar von ›Hinz‹. Sie bringt den vertrauten Namen einfach nicht heraus. Das Einzige, was funktioniert, sind unpersönliche Bezeichnungen wie ›mein Mann‹ oder eben ›dein Vater‹. Sie hätte nicht gedacht, dass so etwas wie diese spezielle Sprachlosigkeit möglich ist. Psychische Befindlichkeiten aller Art sind Kokolores. Wie die zwei Fellbacherinnen empfindet sie leise Verachtung für alle Unbeherrschten, die sich in etwas hineinsteigern, statt hinzunehmen und stumm zu ertragen.

Aber sogar ihre Kindheitsfreundin Erdmute, die nur Erdnuss genannt wird, läuft seit einiger Zeit zu einer Therapeutin und spricht von dieser Frau Thaler wie vom Messias.

Erdnuss hat zusammen mit Elisabeth ein Stuttgarter Mädchengymnasium besucht. Sie stammt aus einem noch frömmeren Elternhaus, ihr Schulweg war weiter, und als Einzige in der Klasse trug sie das Haar zu einem schlichten Dutt gebun-

den, der sogenannten Hallelujazwiebel. Scherze über Namen und Frisur nahm sie mit gutmütiger Heiterkeit hin, nichts konnte sie aus der Ruhe bringen. Im Gegensatz zu Elisabeth schien sie sich wohl in ihrer Haut zu fühlen. Kurz nach dem Abitur heiratete sie ihren ehemaligen Nachhilfelehrer für Griechisch und Latein und zog mit ihm nach Gottsfelde bei Mönchingen, nordwestlich von Stuttgart. Der württembergische König persönlich hatte die Gründung Gottsfeldes unterstützt, um eine große Anzahl besonders frommer Untertanen davon abzuhalten, in die USA auszuwandern, weil sie ihren Glauben dort freier ausleben konnten. Erdnuss ist der mutigste Mensch, den Elisabeth kennt. Nach dem Tod ihres Mannes ist sie vor ein paar Jahren nach Stuttgart gezogen. Am Marienplatz bewohnt sie ein Zimmer mit Bettcouch. Sie besitzt nicht einmal eine Küche, sondern wärmt sich Tiefkühlkost in der Mikrowelle auf. Ihr Haus in Gottsfelde teilen sich zwei ihrer vier Kinder und zahlreiche Enkel. »Ich will einfach meine Ruhe. Wenn meine Leute was von mir wollen, können sie mich gern einladen, ich hab mein ganzes Leben lang für die Familie geschafft.« Gerne reist sie mit dem Flixbus umher und besucht Europas Hauptstädte. Elisabeth hängt sehr an der Freundin. Von ihr hat sie zum ersten Mal das Wort ›Achtsamkeit‹ gehört. »Frau Thaler sagt, ich müsse mich selbst liebend annehmen. Sie meint, zur Achtsamkeit gehöre, alles so zu betrachten, als sähe man es zum ersten Mal.«

Elisabeth will keine Frau Thaler. Sie kann sich sehr gut selbst helfen. Einfach nicht an Hinz denken. Dann lieber das gelbe Lichtrund auf dem Küchentisch anstarren. Als sähe sie es zum ersten Mal. Dazu stellt sie sich Cornelia vor, wie sie in Schlabberhosen und weißen Korklatschen am Küchentisch sitzt. Sie hat die schönen dunklen Brauen über einer Mäd-

chenversion von Hinz' Kartoffelnase zusammengezogen und trägt noch schnell ein Wort in das Kreuzworträtsel ein, während um sie herum die Fruchtfliegen tanzen.

Aber Cornelia-Gedanken helfen auch nicht. Sie setzen ein Sorgenkarussell in Gang. Elisabeth kennt sich aus im Gewirr der dünnen roten Linien, mit dem die wichtigen Luftfahrtgesellschaften die Weltkarte einspinnen, über die weiß gefärbten Kontinente und hellblauen Meere hinweg. Cornelia fliegt mit Delta. Im Laufe ihres Berufslebens hat Elisabeth Millionen von Kilometern für ihre Kundschaft gebucht. Alle wichtigen Flughäfen der Welt sind ihr vertraut, ihre Grundrisse, die Tücken bei Einreisebestimmungen und Gepäckabfertigung, seit Mitte der Neunziger sogar Fotostrecken von Gebäuden und Innenräumen. Cornelia müsste sich mittlerweile über dem Atlantik befinden. Und sie, auf die ihre Tochter sich blind verlassen soll, hockt hier herum und schafft nichts. Dabei war sie wild entschlossen gewesen, Cornelia nicht nur unter die Arme zu greifen, sondern alles zu verbessern, Grund in diese Räuberhöhle zu bringen. Aber als sie ihren Plan gefasst hatte, waren sie noch zu zweit.

Eines Tages im letzten Herbst tauchte Cornelia im Alosenweg auf, setzte sich auf die Couch wie eine Meise aufs Fensterbrett und sagte ohne jede Einleitung: »Ich muss mal raus, sonst schnapp ich noch über. Könnt ihr mir helfen?« Von Hinz kam ein »Aber sicher doch«, kaum war der Tochtterschnabel wieder geschlossen. Er stimmte ohne Wenn und Aber zu, und für Elisabeth, die eine Sekunde zu lange zögerte, gab es einen vorwurfsvollen Blick von Cornelia. Zusammen mit Hinz hätte sie jetzt kein Problem. Sie waren immer ein gutes Team, ein richtiges Gespann, wie zwei Ochsen vor einem schwergängigen Karren, die unermüdlich ziehen, bei Wind, Wetter und

Stockschlägen. Mit dem ›Reisestudio Geiger‹ hatten sich Elisabeth und Hinz ihren Traum vom eigenen Geschäft erfüllt, mit dem Haus im Alosenweg und den beiden Töchtern ihre Vorstellung von Heim und Herd.

Bei Cornelia gab es keinen zweiten Ochsen mehr, weil dieser Ochse ausgebrochen war, zurück nach Griechenland, wo er noch nicht einmal geboren wurde, dieser kuhäugige Trottel! Natürlich wollten sie ihr helfen, sie hatte zwei Kinder, dazu eine volle Stelle. Wie hätte Elisabeth ahnen können, dass Cornelia, ihre Feine, ihre Schöne, je am Ostendplatz landen würde, geschieden und alleinerziehend? Die Fellbacher Schwestern wussten natürlich sofort Bescheid: »Die Blinde soll die Lahme stützen, wenn das mal gut geht!« – »Hasch sie halt zu lasch erzogen, immer alles durchgehen lassen, gell?« – »Wer seinen Sohn liebt, der züchtigt ihn, so steht es geschrieben.«

Lass sie einfach schwätzen. Kehr zurück zum Lichtkreis! Nutze deine fünf Sinne! Hier stinkt es, nach Mülleimer. Aus dem Korb neben der Spüle gucken die Zwiebelprossen, vorwitzig und fingerlang, daneben weiße Kartoffelkeime. Das wird sie nachher alles aussortieren.

Der Lichtkreis hat die gleiche Form wie der Pfannkuchen. Wenn der jetzt da reinfiel, sähe es sogar gut aus. Wie ein Mond, ein Vollmond. Der Mond ist aufgegangen, die goldnen Sternlein prangen am Himmel hell und klar. Aber statt des Waldes steht da Cornelias Kuttereimer schwarz und schweigend, beleidigt, weil ihn so lange keiner mehr geleert hat, der Kühlschrank mit den Stundenplänen der Kinder. Sie liest Brunos Blatt durch: Ende der Kernzeit: 13:30 Uhr. Und jetzt ist es fast vier! Wieso ist der Bub erst so spät gekommen?

Cornelia war heute Morgen um fünf ohne Gepäck ins Au-

to ihrer Mutter gestiegen. Der Flug nach New York ging früh, aber Elisabeth war dankbar für diese Uhrzeit, hatte das vorgeschlagene Taxi energisch abgelehnt und darauf bestanden, die Tochter zu fahren. Das taumelige Losreißen aus einem Schlaf, der sich, wenn überhaupt, erst weit nach Mitternacht einstellen wollte, verkürzte Elisabeths übliche Morgenqualen in ihrem einsamen Schlafzimmer im Alosenweg. Dieses Gefühl, in einen Abgrund zu stürzen. Sie hatte die Augen geöffnet und auf das unbenutzte Kopfkissen neben ihrem eigenen geblickt. Eine winzige Tablette unter der Zunge hatte ihr ein paar Stunden Abwesenheit beschert, aber keine wirkliche Erholung. Sich allein in ihrem Doppelbett wiederzufinden ließ sie heulen wie ein Schlosshund.

Cornelia merkte zum Glück nichts. Sie war mit ihrer Reise beschäftigt. Nicht ein einziges Gepäckstück wollte sie mitnehmen. Nur die unvermeidliche Umhängetasche aus recycelten Lastwagenplanen hing über ihrer Schulter. Sie wollte alles unterwegs kaufen, weil Klamotten in den Staaten so billig seien. Von Stella gab es sogar eine Liste, aber ob sie die wirklich abarbeiten würde, wisse sie noch nicht. Bruno habe keine Wünsche. Klamottenkauf sei immer ein Reizthema. Trotzdem werde sie ihm eine Jeans mitbringen.

Egal, worum es ging, früher oder später kam Cornelia auf Bruno zu sprechen. Dabei staunte Elisabeth immer wieder, wie viel sie über Gewicht, Körperfettanteil, sogar die Toilettengewohnheiten ihres jüngsten Enkels wusste und wie wenig über den echten Bruno. Er war ein unkompliziertes Baby gewesen, das, im Gegensatz zu seiner Schwester Stella, nicht dauernd Bauchkrämpfe bekam, nächtelang getragen, ja sogar mit dem Auto herumchauffiert werden musste, damit es einschlief. Bruno wohnte nahezu in Cornelia, auch nach seiner